



Das Fenix-Jahr

Liebe, Verlust und Heimkehr

Henrik Davidsson

Haftungsausschluss

Dies ist ein Werk der Fiktion. Namen, Personen, Unternehmen, Ereignisse und Begebenheiten sind entweder der Phantasie **des** Autors entsprungen oder werden fiktiv verwendet. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen oder tatsächlichen Ereignissen ist rein zufällig - sollten Sie sich jedoch wiedererkennen, betrachten Sie dies entweder als bemerkenswerten Zufall oder als schmeichelhafte Anerkennung. Wie auch immer, wenden Sie sich bitte an Ihre Phantasie, nicht an den Autor.

Prolog

Ich keuchte schwer, schnappte nach Luft und starrte an die Decke, während das Neonlicht in meine Augen brannte. Unscharfe Gestalten bewegten sich um mich herum - drei medizinische Mitarbeiter, ihre Stimmen weit entfernt, gedämpft, als wäre ich unter Wasser.

Meine Kleidung war weg. Ein Krankenhauskittel klebte an meiner Haut. Eine Nadel war in meinen Arm eingeführt worden, um mir einen Tropf zu verabreichen - warum, **wusste** ich nicht.

Ein Arzt sprach, aber die Worte waren kaum zu verstehen. Ich versuchte zu antworten, aber es kam nichts heraus.

Wie bin ich hier gelandet?

Ich war gesund. Im mittleren Alter, ja, aber stark. Fit. Ich sollte nicht in einem Krankenhausbett verkabelt sein und nicht atmen können.

Und doch war ich hier.

Das Gewicht auf meiner Brust war nicht nur physisch. Es war etwas Tieferes. Etwas, das ich schon viel zu lange mit mir herumgetragen hatte.

Liebe.

Sie ist die Kraft, die uns sowohl aufbaut als auch zerbricht. Das, was dem Leben einen Sinn gibt, aber auch das, was uns bis zur Unkenntlichkeit erschüttern kann.

Es gibt verschiedene Arten von Liebe - jede mit ihren eigenen Lektionen, jede formt uns auf eine Weise, die wir nie erwarten.

Es gibt die Liebe, in die man hineingeboren wird. Die Liebe zur Familie. Das Fundament, auf dem alles andere aufgebaut ist. Aber auch diese Liebe ist nicht immer einfach - sie kann mit Wärme oder mit Wunden, mit Sicherheit oder mit Narben gefüllt sein.

Da ist die Liebe der Freundschaft. Die ruhige, beständige Art, die dich durch die schwersten Zeiten trägt. Die Menschen, die dich in deinen schlimmsten Momenten sehen und trotzdem zu dir stehen. Diejenigen, die dich daran erinnern, wer du bist, wenn du dich selbst verloren hast.

Es gibt die romantische Liebe. Die Liebe, die verzehrt, entflammt, verwandelt. Sie kann zärtlich oder wild, tröstlich oder chaotisch sein. Sie kann ein Zufluchtsort sein - oder ein Sturm.

Und dann ist da noch die Selbstliebe. Sie ist vielleicht die am schwierigsten zu kultivierende, aber auch die wichtigste von allen. Denn ohne sie wird jede andere Art der Liebe instabil.

Ich hatte sie alle erlebt.

Ich kannte die beständige Vertrautheit einer jahrzehntelangen Ehe - einer Ehe, in der eine Familie gegründet wurde, in der es aber auch jahrelang unausgesprochene Ressentiments gab.

Ich kannte die seelenerschütternde, alles verzehrende Liebe, die einem die Luft zum Atmen nimmt - eine Liebe, die sich bestimmt und unbestreitbar anfühlt.

Ich hatte die Liebe verloren.

Und ich hatte erkannt, dass Liebe nicht nur etwas ist, was wir fühlen.

Es ist etwas, das wir wählen.

Zu lieben bedeutet, verletzlich zu sein - am Rande der Ungewissheit zu stehen und darauf zu vertrauen, dass man nicht fällt. Es bedeutet, Schmerz zu riskieren, Herzschmerz zu riskieren, alles zu riskieren.

Und dennoch tun wir es.

Denn die Liebe ist es, die uns wachsen lässt.

Sie fordert uns heraus, zwingt uns, uns mit den Teilen von uns selbst zu konfrontieren, die wir sonst vielleicht ignorieren würden.

Und manchmal muss man erst völlig zerbrechen, um zu verstehen, was Liebe wirklich ist.

Während ich so dalag, unfähig mich zu bewegen, flimmerten meine Gedanken durch Erinnerungen - Momente der Liebe in all ihren Formen. Die Freude, der Kummer, die Lektionen, die Verluste. Es war alles miteinander verbunden.

Und vielleicht, nur vielleicht, war dieser Moment, diese Bruchstelle, der Beginn von etwas Neuem.

Teil 1: Michael

Kapitel 1: *Eric's letzte Worte*

Eric und ich lernten uns kennen, als wir sechs Jahre alt waren, und wuchsen Seite an Seite auf. In jeder Lebensphase - Liebeskummer, Schulschwierigkeiten, Karriereambitionen - waren wir füreinander da. Wir haben zusammen gefeiert, sind gereist und haben das Abenteuer gesucht. Als ich in Frankreich studierte, flog er ein, und wir verbrachten Wochen damit, in einem winzigen Renault Clio durch Südeuropa zu reisen und mit Papierkarten zu navigieren, bevor Smartphones die Welt eroberten.

Ich lernte meine Frau Julia kennen, als ich 22 war, und Eric blieb noch eine Weile Single. Dann griff eines Tages das Schicksal ein. Auf einem Flug nach Rom lernte er Cristina kennen. Beim Start waren sie sich noch fremd, aber als sie landeten, hatte sich etwas zwischen ihnen verändert. Sie heirateten, so wie ich es Jahre zuvor getan hatte - ich war sein Trauzeuge, so wie er es für mich gewesen war. Sie bekamen einen Sohn und eine Tochter, und das Leben ging glücklich weiter.

Jedes Jahr flüchteten Eric und ich in die Natur, machten Wanderungen und Angelausflüge, um einfach nur zu sein. Kein Lärm, keine Termine, nur das ruhige Verständnis zwischen alten Freunden. Doch ein paar Jahre nach der Geburt seiner jüngsten Tochter änderte sich etwas. Es begann mit einer einfachen Verkrampfung in seinem Bein. Der Arzt tippte auf eine Nervenentzündung und sagte, das ginge schon wieder vorbei. Aber das tat er nicht. Die Krämpfe wurden zu epileptischen Anfällen.

Meine Schwester Anna, die Ärztin ist, hat mit ihm gesprochen. Sie vereinbarte einen Termin in ihrer Klinik, und ein Kollege ordnete eine Untersuchung an. Das Ergebnis war niederschmetternd. Ein Hirntumor.

Die Welt brach um sie herum zusammen - und um uns.

Eric musste operiert werden, und wie durch ein Wunder wurde der Tumor vollständig entfernt. Eine Zeit lang glaubten wir, dass er außer Gefahr war. Doch ein Jahr später kehrte der Tumor zurück, aggressiv und unerbittlich. Es folgten eine zweite Operation und eine Reihe brutaler Behandlungen. Ich besuchte ihn ständig, zwei-, dreimal pro Woche. Er war immer noch Eric, aber die Krankheit hatte ihm zuerst seinen Körper geraubt. Der Mann, der mich einst bei Fahrradtouren überholt hatte, konnte sich kaum noch aus dem Bett erheben.

Wir sprachen über alles - Praktisches, Philosophie, Liebe. Je mehr Tage vergingen, desto weniger Geduld hatte er für Schmerzen. Er war bereit zu gehen.

Seine letzten Wochen verbrachte er auf der Palliativstation. Unsere Gespräche wurden tiefer, dringlicher. Eines Tages schaute er mich an und sagte:

"Versprich mir, dass du das Leben in vollen Zügen genießen wirst."

Ich versprach es. Dann sagte er: *"Michael, du bist ein guter Mensch, eine wunderbare Seele"*.

Dann fügte er noch etwas hinzu, was ich bereits wusste, mir aber nicht eingestanden hatte.

"Julia ist nicht mehr die Richtige für dich."

In dieser Nacht saß ich sieben Stunden lang mit seiner Schwester zusammen - jede von uns hielt eine seiner Hände.

Das Krankenhauszimmer war ruhig, fast heiter.

Die Wände waren weiß, bis auf eine, die in einem sanften, hellen Grün gestrichen war, was dem Raum eine ruhige Wärme verlieh. Die hellen Holzmöbel gaben dem Raum ein Gefühl der Behaglichkeit, ein Versuch, ihn weniger klinisch und mehr menschlich wirken zu lassen.

Mehrere große Fenster säumten den Raum und ließen den schwachen Schein der Straßenlaternen draußen herein.

Eine der Türen war leicht geöffnet, so dass eine leichte Brise hereinwehte - kühl und frisch, mit den leisen Geräuschen der Nacht.

Er schlief, seine Atemzüge waren langsam, sein Griff schwach.

Ich bin um Mitternacht gegangen und habe an der Tür einen Moment innegehalten.

Mit dem Wissen, dass es das letzte Mal sein könnte.

Um 6:30 Uhr morgens rief seine Schwester an.

Er war weg.

Ich befand mich im Wohnzimmer, der Raum war in sanftes, flackerndes Licht getaucht.

Der Holzboden fühlte sich unter mir kühl an und stand im Kontrast zum warmen Schein der Kerze, die ich vor mich gestellt hatte. Eine einzelne Flamme, die sorgfältig umringt war, als würde sie Platz für etwas Unsichtbares bieten. Daneben stand eine frische, nicht angezündete Kerze.

Die weißen Wände verliehen dem Raum eine luftige Offenheit, während das große Bücherregal an einer Seite mit abgegriffenen Büchern und sorgfältig platzierten Designerstücken gefüllt war - eine Mischung aus Nachdenklichkeit und Kunstfertigkeit, aus gesammelten Momenten und Bedeutung.

Ich sah zu, wie die Kerze flackerte und ihr Licht in der Stille tanzte.

Der Kummer lastete wie ein Gewicht auf meiner Brust.

Aber darunter regte sich etwas anderes, ein stilles Wissen. Ich hatte ein Versprechen gegeben. Etwas musste sich ändern.

Kapitel 2: Über mich

Ich wuchs in London auf, in einem komfortablen Zuhause mit meinen Eltern und meiner jüngeren Schwester Anna. Oberflächlich betrachtet war alles gut, stabil, strukturiert, vorhersehbar. Eine gute Ausbildung, ein enger Zusammenhalt unter den Geschwistern und Eltern, die harte Arbeit über Druck stellten.

Aber unter dieser Stabilität gab es Streit.

Laut. Erschöpfend.

Kämpfe, die das Haus erfüllten und die Luft schwer machten. Die Art von Konflikten, die nicht immer gelöst wurden, sondern nur nachhallten, lange nachdem die Worte verstummt waren.

Erst viel später wurde mir klar, wie sehr sie mich geprägt haben, wie sie Muster in meinen Umgang mit Beziehungen gezeichnet haben, wie ich auf Konflikte reagierte und wie ich lernte, Stress zu verinnerlichen. Ich wurde der Beobachter. Die Stille. Die Friedensstifterin, in der Hoffnung, dass die Stille ausreichen würde, um die Ruhe wiederherzustellen.

Wir wohnten in einer schönen Gegend. Nicht extravagant, aber komfortabel. Sicher. Vorhersehbar. Meine Eltern drängten uns in der Schule nie zu sehr, aber Anna und ich waren von Natur aus ehrgeizig. Sie strebte nach Medizin, ich schlug den Weg der internationalen Wirtschaft ein, wir wollten beide unseren eigenen Weg gehen, etwas aus uns machen.

Ich bin ohne größere Probleme durch die Schule gekommen. Ich war nicht der beliebteste Typ, aber ich war auch nicht am unteren Ende der sozialen Hierarchie. Ich war irgendwo dazwischen, bewegte mich durch die soziale Landschaft, ohne zu sehr aufzufallen. Genug, um dazuzugehören, aber selten der Mittelpunkt des Raumes.

Dennoch gab es einen Sog in mir.

Eine stille Unruhe.

Eine Spannung zwischen dem, was ich zu sein schien, und dem, was ich wirklich fühlte.

Schon in meinen frühen Teenagerjahren begann ich, die Welt um mich herum auf eine Weise zu hinterfragen, die nicht nur logisch, sondern auch spirituell war. Ich lag oft spät nachts im Bett, starrte an die Decke und fragte mich, was uns alle verbindet. Ich fragte mich, warum manche Menschen sich gegenseitig verletzen und andere nicht. Ich fragte mich, was Liebe wirklich bedeutet, oder ob es etwas Größeres gibt, das uns leitet, eine Präsenz jenseits der Oberfläche der Dinge.

Ich habe mich nie ganz an eine Religion gehalten, aber ich habe an etwas geglaubt. Eine Kraft, einen Rhythmus. Ein Wissen.

Ich spürte es manchmal in den stillen Momenten, in der Natur, in der Musik, in der Stille vor dem Schlaf. Ein Flüstern der Wahrheit, das sich nicht in Worte fassen lässt.

Schon in jungen Jahren interessierte ich mich sehr für Menschen. Nicht nur an ihren Handlungen, sondern auch an ihren Gefühlen, ihrer Energie, den Emotionen, die sie in sich tragen und die nie laut ausgesprochen werden. Ich saß still in einer Gruppe und spürte die Spannung zwischen zwei Menschen, noch bevor sie ein Wort sagten. Ich wurde auf die unsichtbare Sprache zwischen den Menschen eingestimmt. Die Unterströmungen. Die Signale, die einem niemand beibringt zu lesen, aber irgendwie tut man es einfach.

Diese Sensibilität hat mich nachdenklich gemacht. Sie hat mich auch verletzlich gemacht.

In mir herrschte ein Konflikt zwischen Selbstvertrauen und Unsicherheit. Nach außen hin war ich sozial, anpassungsfähig, jemand, der die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, wenn ich es wollte. Aber im Inneren kämpfte ich mit Selbstzweifeln. Ich fragte mich immer, ob ich wirklich dazugehörte, ob ich genug war.

Ich hatte diese seltsame Dualität: An manchen Tagen war ich sorglos, fast wie ein Bohemien, uninteressiert an den Erwartungen der anderen. Ich ließ mich durch den Tag treiben, malte mir Möglichkeiten aus und stellte alles in Frage. An anderen Tagen war ich scharfsinnig, strategisch, auf Erfolg bedacht, begierig darauf, etwas zu erreichen, zu beweisen, was ich nicht genau benennen konnte.

In der Highschool hatte ich meine erste ernsthafte Beziehung.

Wir verbrachten fast unsere gesamte Zeit miteinander, junge Liebe, intensiv, aufregend, alles verzehrend.

Aber wenn ich zurückblicke, sehe ich es jetzt: Ich klammerte mich an sie.

Nicht nur wegen ihr, sondern weil es mir eine Fluchtmöglichkeit bot. Eine Möglichkeit, die Mauern meines Zuhauses zu verlassen, weg von der Spannung, weg von der Unsicherheit. Sie wurde mein Anker, mein sicherer Ort. Mir war noch nicht klar, wie sehr ich bereits ein Muster wiederholte, indem ich Sicherheit in der Liebe suchte, in der Hoffnung, sie würde die emotionalen Lücken füllen, von denen ich nicht wusste, dass ich sie hatte.

Und als die Schule zu Ende war, tat ich, was ich immer gewusst hatte.

Ich ging.

Ich wollte mehr, neue Orte, neue Erfahrungen, neue Sprachen.

Ich wollte mich in die Welt stürzen.

Nicht nur wegen des Abenteuers.

Sondern für die Verbindung.

Für die Menschen.

Für das Gefühl, lebendig und Teil von etwas zu sein, das größer ist als ich selbst.

Und das habe ich getan.

